

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

1913

X. Schicksal eines ausgehobenen Oldenburgers in der Franzosenzeit. Von Paul Meyer, Oldenburg.

X.

Schicksal eines ausgehobenen Oldenburger in der Franzosenzeit.

Von Paul Meyer-Oldenburg.

Überall in deutschen Landen erwacht in unseren Tagen die Erinnerung an die Zeit vor 100 Jahren. Ungeheuer hat sich die Lage unseres Volkes im Innern und nach außen seit jener Zeit nationalen Tiefstandes gewandelt, und eben darum vermögen wir nur schwer, uns im Geiste zurückzuversetzen und eine lebendige Vorstellung von den damaligen Zuständen und Ereignissen zu gewinnen. Am unmittelbarsten sprechen gleichzeitige Aufzeichnungen aus jener Zeit zu uns, zumal solche, die nicht für die Veröffentlichung bestimmt waren; sie lassen uns am eindrucksvollsten die Leiden, denen unsere Vorfäter zur Franzosenzeit ausgesetzt waren, vor Augen treten und nachempfinden. So gewinnen denn Familienbriefe aus jener Zeit, auch wenn sie weder von einem geistig besonders bedeutenden Verfasser herrühren, noch außerordentliche Ereignisse schildern, heute ein allgemeines Interesse.

Die im folgenden veröffentlichten Briefe — ein Teil eines im Besitze des Verfassers befindlichen Familienbriefwechsels, der von 1812—1818 reicht — schildern das traurige Schicksal eines Oldenburger, der zu Anfang des Jahres 1812 von den Franzosen ausgehoben wurde. Der Unglückliche litt schwer an einer ruhrartigen Krankheit, wurde aber, obgleich er unfähig war, Dienst zu tun, doch nicht freigelassen, sondern 1½ Jahre lang von Lazarett zu Lazarett geschleppt, wobei er selbst beständig auf seine baldige Befreiung hoffte, bis er schließlich gerade in dem Augenblick, wo man sich entschloß, ihn als dienstuntauglich zu entlassen, seinem Leiden im Spätsommer 1813 fern im fremden Lande erlag. Es



ist also nur eine lange, trübselige Krankheitsgeschichte, welche die Briefe vor uns aufrollen, und die großen Ereignisse der so bedeutungsvollen Jahre 1812 und 1813 spielen keine Rolle darin. Nur durch die ewig lebendige Hoffnung des armen Menschen wird der Ton der Briefe bisweilen belebt, und jedesmal, wenn er sich seinem Ziele, der Befreiung, nahe glaubt und dann immer aufs neue sich enttäuscht sieht, kommt etwas wie dramatische Spannung in den eintönigen Gang dieser Leidensgeschichte.

Über die Persönlichkeit des Konstrierten Conrad Wilhelm Meyer, um den es sich handelt, sei bemerkt, daß er einer altoldenburgischen Familie angehörte, die noch heute in zahlreichen Zweigen in und außerhalb Oldenburgs blüht. Sein Vater, der Amtszimmermeister Nikolaus Meyer, war bereits 1798 gestorben und hatte seine Witwe Agnete Margarete geb. Dählmann mit 4 Söhnen und 2 Töchtern in einer werdenden schweren Zeit zurückgelassen. Das väterliche Geschäft, das der beim Tode des Vaters 22jährige älteste Sohn, Anton Gerhard, weiterführte, ernährte auch weiterhin die Familie, deren Mittelpunkt fortan die Mutter bildete, bis zu ihrem Tode im Jahre 1818, wo auch der genannte Briefwechsel abbricht.

Von allen Leiden, die unser Land in der Franzosenzeit auszustehen hatte, wurde es neben der wirtschaftlichen Bedrückung durch die Kontinentalsperre und die hohen und mit großer Härte eingetriebenen Steuern am schwersten und unmittelbarsten durch die Konstriktion betroffen. Nicht weniger als 5 Aushebungen haben die Franzosen während der 2½ Jahre ihrer Herrschaft bei uns vorgenommen, wobei insgesamt fast 1000 Mann aus dem kleinen Arrondissement Oldenburg — dem heutigen Herzogtum mit Ausnahme fast des ganzen Südens und des Severlandes — herausgezogen wurden.¹⁾ Die größte von diesen 5 Aushebungen war die

¹⁾ Die 1. Aushebung war die der sog. Pupillengarde; bald darauf (Herbst 1811) folgte die zweite (256 Mann des Jahrgangs 1790); in der dritten wurden 272 Mann des Jahrgangs 1791 ausgehoben; (es ist merkwürdig, daß C. W. Meyer, der 1790 geboren war, erst jetzt mitloste; vielleicht hatte er sich jedoch im Jahre vorher freigelost und wurde jetzt wieder herangezogen). Die 4. Aushebung (Jahrg. 1792) nahm wieder 197 und die letzte (Febr. 1813) 210 Mann aus dem Lande.

dritte, die Ende Januar 1812 stattfand, und bei dieser mußte auch der damals 22jährige C. W. Meyer mitlosen; 272 Mann mußten diesmal heraus, und unter den 272, die das Loß traf, war auch M. Die Ausgelosten wurden nach Bremen transportiert, und hier versuchte, wer irgend konnte, bei der endgültigen Musterung durch Stellung eines Stellvertreters oder sonstwie noch freizukommen. M. gelang es nicht, obgleich er sich offenbar starke Hoffnung gemacht hatte, daß sein altes, hartnäckiges Leiden ihn zum Militärdienst untauglich und dienstfrei machen werde. In 2 undatierten Briefen, von denen der eine an die Mutter, der andere an den ältesten Bruder gerichtet ist, teilt er seinen Angehörigen seine Einstellung mit. — Der Mutter gegenüber stellt er die Sache möglichst harmlos dar, um ihr unnötigen Kummer zu ersparen, und gibt sich eine möglichst hoffnungsvolle Miene:

„Liebe Mutter! Ich kan ihnen leider keine fröliche Nachricht Schreiben; ich bin nemlich Montag fesentiert, wo Jönjen¹⁾ alle mögliche [Mühe] sich für mich gegeben, welches aber all nicht half. denn sie sagten, der Dienst wär unbedeutend, welcher ich also wohl verstehen könnte. ich bin also Soldat. ich bitte sie, [sich] nicht über mich zu grämen; denn ich habe die hofnung, wenn ich exersiert, in Oldenburg wieder zu kommen. aber erst müssen wir nach Hamburg, wie es heißt den 1. May“

Ganz anders klingt der gleichzeitig an seinen Bruder gerichtete Brief, in dem seine wahre Stimmung zum Ausdruck kommt:

„Lieber Bruder! Ich habe Montag nachmittag Ordre bekommen, das ich Soldat bin. mein lage ist fürchterlich. wen du also für ein par hundert thaler ein Stellvertreter bekommen könntest, würde es mir sehr lieb seyn. wen das aber nicht ist, mehr als mein Vermögen kann ich dar nicht für geben. Jönjen hat hoffnung, das wir von Hamburg wieder nach Oldenburg kommen, aber es scheint für mir zweydeutig zu sein. es heißt, das wir den ersten May Marschieren müssen . . .“

¹⁾ Georg Jönjen, Freund seines Bruders Ant. Gerhard, wohl identisch mit dem gleichnamigen Buchdrucker und Verleger in Bremen, bei dem das „Journal du département des bouches du Weser“ erschien, die offizielle und zugleich einzige Zeitung des Departements während der französischen Zeit (Bremen, Hohethorstraße 5).

Aber der Abmarsch nach Hamburg verzögerte sich, und am 4. Mai schloß M. in Oldenburg einen Stellvertretungs-Vertrag mit einem gewissen Johann Backe ab, in dem dieser sich verpflichtet, „sich für den Conscribierten C. W. Meyer als Stellvertreter engagieren zu lassen. Der Conscribierte Meyer verspricht dagegen von seiner Seite, im Fall der Stellvertreter Backe angenommen wird, vier hundert Rt. in Golde und seiner Frau freye Wohnung auf Sechs Jahre. Außerdem bekömmt er im Fall der Annahme Eine Louisd'or und eine silberne Uhr.“

Doch das war vergebliches Bemühen; der Stellvertreter wurde — aus welchem Grunde, ist nicht ersichtlich — nicht angenommen, und M. mußte zu seinem Truppenteil nach Bremen zurück. Hier brach nun in den nächsten Tagen das alte Leiden wieder aus, das ihn schon 8 Jahre plagte, und das ihn von nun an nie mehr auf längere Zeit verlassen sollte, bis er ihm schließlich nach 1½ jähriger Leidenszeit erlegen ist. Er mußte ins Hospital und schrieb von dort am 13. Mai an seinen Bruder:

„... der Mann, der hier alle Morgen kömmt, sagt weiter nichts wie es geht; als Gestern war der Oberdoctor und fiesentierete die Medezien. dieser fragte mir, ob ich die Dieareh immer hätte, wo ich ihn denn antwortete, das ich sie schon 8 Jahre gehabt hätte. Wo jener antworte: denn haben sie ja sie immer. welche wollten sagen, das er darum gefragt, weil wir jetzt Bier haben, und die an der Dieareh leiden, dafür Wein bekommen sollten. aber ich habe kein Wein bekommen...“

Knappe 2 Wochen später (24. Mai) berichtet er abermals von einem Besuch des Oberdoctors im Hospital: „... aber die Witterung wurde so dunkel, das er nicht halb mit seyn Fesentieren fertig wurde und bei mir gar nicht kam...“ Auch klagt er über ungenügende Verpflegung: „... man bekömmt hier zu wenig zu essen; denn ich bekomme nur eine ½ Portion. folglich muß ich alle Tage was zu kaufen...“

Inzwischen scheint sein Regiment wirklich, wie schon zum 1. Mai beabsichtigt, nach Hamburg marschiert zu sein. Auch M. folgte — vielleicht war in seinem Befinden eine vorübergehende Besserung eingetreten — dahin nach und bemüht sich nun aufs neue, einen

Stellvertreter für sich zur Annahme zu bringen. Von diesen Bemühungen berichtet er am 21. Juni (fast einen Monat nach dem letzten Brief) nach Hause:

„. . . um schnell davon abzukommen, so habe ich mich nach Stellvertreter erkundigt, die hier leicht für 400 oder 500 Rtl. zu haben sind und sie von 26—36 Jahren dienen können. ich bin jetzt aller Tage damit beschäftigt. Bolte aus Elsfleth ist hier auch und Meyer aus Tungen; die beyde wollen welche kaufen. den Affort denke ich so zu machen wie die ihn machen. ich denke also den ersten Tag damit zu ende zu kommen . . . denn da sind noch 2 in Sonntag abgekommen, welche auch hübsche Kerle sind . . . Beyersdorf ist desertiert . . .“

Um ihm bei diesen Bemühungen um einen Stellvertreter behilflich zu sein, reiste damals einer seiner älteren Brüder nach Hamburg. Ein Brief von diesem, zwei Tage nach dem vorigen nach Hause gerichtet, lautet: „. . . ich muß euch nur kurz benachrichtigen, daß unsere bisher angewandte Mühe vergeblich gewesen ist. Wilhelm hat gleich einen Stellvertreter gehabt, wie er hier gekommen ist, und ist damit, nachdem er von den Doktor untersucht und gut befunden ist, mit ihn nach den Commandanten von der Nationalgarde gegangen. aber der Commandant hat ihn den Schein sogleich Caput gerissen und ihn vor die Füße geworfen, und ich habe wenigstens noch 3, aber er will keinen von ihn haben; den er sagt, die Liste wäre schon geschlossen . . .“ Er erzählt dann weiter, daß er nunmehr den ehemaligen oldenburgischen Consul Labefary, der auch Bolte behilflich gewesen sei, um seine Vermittlung angegangen habe. Der habe sich auch sogleich erboten, eigenhändig an den General zu schreiben. Auch hofft er, durch die Vermittlung des oldenburgischen Kaufmanns Reinken¹⁾ in Hamburg, einen Geldmann zu finden, der für 400—500 Thaler (Kosten eines Stellvertreter) Bürgschaft leisten könnte.

Vier Tage später berichtet der Konfribierte selbst von dem Fortgang der Sache: „. . . ich bin gestern mit der Schrift, die

¹⁾ Joh. Ant. Reinken, ein wohlhabender Oldenburger, machte sich in der Franzosenzeit wiederholt um seine leidenden Landsleute verdient. Vgl. Rütthning, Old. Gesch. II. 373, 404.

Labefarium aufgeschrieben, nach 2 Generals hingewiesen, wovon der eine mir sagte, ich sollte zum Prefekten gehen. wenn denn mein Name noch nicht inrolliert wäre, so könnte es noch gleich mit Stellvertreter vor sich gehen. ich werde also diesen Nachmittag den Rath in Erfolg bringen . . ." Auch er bittet wiederum um Reinkens Vermittlung. Bald erhält er auch wirklich von diesem zwei Briefe, einen an den Konsul Labefary und einen an einen Herrn Spalding. M. überbringt den beiden Herren die Schreiben und hofft (7. Juli), daß es ihm nun nicht fehlen könne. Diese gute Hoffnung steigert sich noch im nächsten Briefe (vom folgenden Tage), wo er auf die Anfrage, ob durch Reinkens Schreiben alles in Ordnung gekommen sei, antwortet: „Dieses steht alles in besten stande. denn sowohl beim ersten (Labefary) als auch beyhm zweyten (Spalding) wurde ich höflich aufgenommen und versprochen wie gesagt; nemlich als ich beyhm Herr Spalding kam, sagte er zu mir, soviel Geld, als ich brauchte, könnte ich bekommen, baar oder auch bürgschaft. im übrigen seynd nur ganz ruhig; ich werde meine Sache schon klug anfangen, und wenn einer loskommt, bin ich es gewiß. denn ich strenge alle meine Kräfte dazu an. bitte sich ja nicht um mich zu Grämen; denn ich krieger alle Tage bessere Hoffnung . . .“

Trotzdem ist er 4 volle Wochen später noch nicht am Ziel; seine gute Hoffnung aber hat er nicht verloren. Das Geld für seinen Stellvertreter hat er harmloserweise beim Obersten deponiert und glaubt, daß seine Freilassung unmittelbar bevorsteht: „... denn der Oberste hat mir noch heute gesagt, sobald als die Ruevie (Revue) vorbey wäre, bekäme ich meine Papiere, und heute ist schon Rewue; also hoffe Morgen sie zu bekommen. Cayfarius weiß so gut um das Geld als wie ich; denn dieser und noch ein Mann, der sich Vahr nennt und ist Scheff hier von das erste Burois, welcher mir die erste Nachricht brachte von meiner Freyheit; und in Gegenwart dieser habe ich das Geld deponiert. Cayfarius sagte noch heute zu mir, er hätte sich nach mir erkundigt, frey käme ich. Alle Tage gehe ich entweder mit Vahr oder Cayfarius zum Obersten. Dieser hat mir gesagt, Morgen sollte ich meine Papiere haben. ich hoffe auf die Stunde jeden Augenblick, das

ich frey kommen möge; denn mir wird die Zeit hier fürchterlich lang. Daß ich frey komme, zweifle ich nicht daran. denn ich habe noch keine Mandierung (=Montierung), da hingegen die andern alle Tage drey mal Exercieren müssen. ich bin hier in kleines Wirtshaus; denn wenn ich in die Cassern bin, so haben die andern immer was zu sagen . . .“

Aber wieder vergehen trotz der festen Zusicherungen 2 Wochen, ohne daß er seinem Ziele näher kommt. Da tritt plötzlich eine Wendung ein, die alle Hoffnungen gänzlich zunichte macht. Am 18. August schreibt er aus Hamburg an seinen Bruder: „Ich bin leider in vertale Lage; denn der Oberste, wo ich das Geld für meine Freiheit deponiert habe, ist nach Frankreich in der nacht transportiert worden, und das Geld ist vermutlich weg. ich bin aber kein Schuld daran; denn ich habe Casarius vorher es gesagt und Spalding auch, wo sie sagten, das wäre der beste Weg. du kannst dir leicht denken wie ich zu Muthe bin; denn ich habe hier so simpel gelebt, das ich manchen Mittag nichts gegessen habe, und auf so eine fürchterliche Weise ist es weggegangen. ich verlange aber nicht, das du, lieber Bruder, Schaden leidest, sondern nimm mein Erbteil dafür, denn du handelst gar zu Reel gegen mir . . . ich bin unschuldig; denn ich habe es für meine Freyheit getan . . . die Vorsehung hat es über mir verhängt, sonst hätte ich nicht so viel damit ausgehalten . . .“

Nach diesem erschütternden Schlage ist die Hoffnung auf Stellvertretung schon wegen des verlorenen Geldes endgültig vorbei. 1½ Monate lang schweigt jetzt der Briefwechsel; sicher eine Zeit bitteren Leidens und schweren Kummers für den Mann, dessen Vertrauen so schmäählich getäuscht wurde, dessen Vertrauensseligkeit sich so schwer rächte.

Inzwischen ist das Regiment nach Bremen zurückgekehrt, und bei dem armen Konfribierten ist das alte Leiden wiedergekehrt. Er ist deshalb wieder ins Bremer Hospital gekommen und schreibt von dort am 1. Oktober nach Hause: „ . . . ich bekomme zwar hier starke Medizin; allein besserung habe ich dar noch nicht nach gespürt; denn mit der Diareh wie mit das Bein ist immer einerley, der Doktor sagt nichts dazu. wenn er des morgens kömmt, fragt



er wies geht, und so geht er wieder weg. mit ihm kann ich also folglich nichts sprechen. also lebe ich hier so weg. essen und Trinken bekümmt man gut, aber nur wenig; folglich muß ich mir etwas kaufen. wir bekommen des morgens um 10 Uhr Suppe mit Brodt und Fleisch und dann des Nachmittags um 4 Uhr wieder. al um anderen Tag kann man in die stadt gehen, wo ich dann die mehrste Zeit hinausgehe . . .“

Die Klage, daß die Ärzte sich um den Verlauf der Krankheit gar nicht kümmern, wiederholt sich nun beständig. 1 Monat später, Anfang November, berichtet er: „ . . . alle 8 oder 14 Tage kömmt hier einer, der die Medizin sisetiert, aber er fragt nicht, die hier schon lange gewesen sind, ob sie sich gebessert haben, sondern er geht gleich wieder weg . . . die Garde Nationale ist nach Hamburg marschiert . . .“

Auch nach einem weiteren Monat hat sich nichts verändert. Anfang Dezember meldet er, immer noch aus dem Bremer Hospital: „ . . . die Scheins wegen meiner Krankheit habe ich durch Sönzgen aus Hamburg erhalten, und die Krankheit ist, wie sie immer gewesen ist; der Doktor hat mir sonst noch nichts gefragt als was er gewöhnlich fragt, wies geht . . .“ Bald darauf erkundigt sich der Arzt wenigstens „was mir eigentlich fehlte, wo ich ihm denn meine Krankheit sagte und ihm die Scheins zeigen wollte, welche er mir nicht abnahm, sondern gleich nach einem andern ging und mir soviel essen verschrieb wie die alten Küster Kanonier, die hier schon 5 Monate gelegen, bekommen, nemlich $\frac{3}{4}$ Portion . . . des Abens beschäftige ich mir mit die Gramaire; denn heraus kann dar jetzt niemand kommen. meine Krankheit ist noch beym alten.“

So kommt die fried- und freudenreiche Weihnachtszeit heran, und das Jahr 1812, das einen so traurigen Klang in deutschen Landen behalten hat, geht zur Rüste; für den Unglücklichen, der fern von seinen Lieben unter fremden Menschen in trübseliger Umgebung und von Krankheit geplagt dahinlebt, eine Zeit wehmütiger Erinnerungen an bessere Tage. Was seine Seele bewegt, schildert er in seinem Neujahrsbrief, der trotz des gekünstelten und ge-

schraubten Stils, den der Verfasser zur Erhebung über die alltägliche Redeweise anwenden zu müssen glaubt, doch seine tiefe und wahre Empfindung und die heiße Sehnsucht nach seinen Lieben daheim erkennen läßt, und der hier wohl ganz mitgeteilt werden darf:

„Liebe Mutter! Dem allweisen Regierer der menschlichen Schicksale hat es leider gefallen, mich so weit von Ihnen zu trennen, das ich daher außer Stand gesetzt bin, Ihnen meine Schuldigen glück- und Segenswünsche zum neuen Jahr mündlich abzustatten. so lehrt mir die Nothwendigkeit, mich diejenigen Mittel zu bedienen, welche die menschliche Vernunft erfunden hat, sich die Gefinnungen und Wünsche des Herzens auch abwesend mittheilen zu können; nemlich die Pflicht meiner kindlichen Dankbarkeit und gehorsams fodert mir in der Absicht dazu auf, die Feder zu ergreifen, um sie geliebte Mutter, mein Herz zu entdecken.

Mein sehnlichstes Flehen zu Gott dem Allmächtigen und Wunsch für sie zum neuen Jahr ist demnach dieser: die gütige Vorsehung möge sie noch lange Jahre bey guter Gesundheit, ewiges Wohlseyn und reichliches Auskommen die Tage ferner durchleben lassen und nie durch trübe Stunden oder unannehmlichkeiten die Freuden dieses Lebens verkürzen und dann sie dereinst die ewige Seligkeit geben.

An diesen wichtigen Tagen, wo jeder Christ seine in verflissenen Jahre erduldeten Leiden vergißt und in diesen neuen Jahre mit die Hülfe des Allmächtigen auf bessere Freuden hoffen darf, So wünsche ich die in verflissenen Jahre unter uns erfolgte Trennung in diesen neuen Jahre mit die Hülfe Gottes [aufgehoben zu sehen und hoffe] in diesen neuen Jahre mit die Hülfe Gottes im Kreise meiner Familie die Freuden wieder zu genießen, die ich in früheren Zeiten genoß, ohne den Werth derselben zu kennen, und sie, liebe Mutter, wieder meine kindliche Liebe erzeugen kann.

Ferner gratuliere ich zum neuen Jahr Brüder, Schwester, Schwägers und Schwiegerinnen samt deren Kindern und wünsche Ihnen insgesamt: der Herr, von dem alle Güte kommt, möge es Ihnen aus seiner reichen, unerschöpflichen Fülle nie fehlen lassen an irgend einen wahren und dauernden Gute.

Wie froh bin ich in meinem Sinn
 daß ihr noch seyd und ich noch bin.
 das ich, wie ich hierin getan,
 euch jetzt noch gratulieren kann;
 auch erfreuet mich nicht minder
 das wohlsein eurer lieben Kinder.
 Gott, der legetre euch verlieh,
 segne euch, er segne sie!"

Zu Beginn des neuen Jahres (1813) kommt an Stelle des erkrankten Arztes ein Vertreter an das Hospital, der sich nun, ganz im Gegensatz zu den bisherigen Ärzten, wirklich auch um seine Kranken kümmert. Er überzeugt sich von der Richtigkeit der Angaben M.s und von seiner traurigen Verfassung.

„wo er denn gleich sagte, zu mir wär keine Hülfe und sobald der Kriegskommesar hier käm, sollte ich weg, nemlich zu Hause geschickt werden, welches der Doktor fest behaupten wollte, das ich nicht ersten nachs Depo, sondern gleich zu Hause gehen könnte; denn meine Krankheit wär nicht zu kurieren, welches er zu jeder Zeit behaupten wollte. folglich treibt das Ding nur ja nicht; denn es geht so schnell genug. meine Krankheit hat mir frey gemacht und sonst niemand“. So fest glaubt der Arme an seine Befreiung.

Aber wieder hat das unerbittliche Schicksal anders über ihn bestimmt und reißt ihn aus den Händen des Mannes, dessen entschiedene Meinungsäußerung seine baldige Entlassung sicher erhoffen ließ. Er wird nämlich, ohne daß ein Grund ersichtlich wäre, plötzlich von Bremen, wo er über 4 $\frac{1}{2}$ Monate im Hospital gelegen hat, nach Hamburg zurückgebracht; und hier wiederholt sich anfangs dasselbe verzweiflungsvolle Spiel. In seinem ersten Briefe aus Hamburg berichtet er:

„. . . ich kam in Hamburg gegen Abend an, wo der Doktor denn gerade in die Cassern kam und mir beym ersten Anblick gleich erkannte und mir fragte, ob meine Krankheit sich geändert hatte. ich antworte, das es sich nicht gebessert, wo er denn antworte, ich sollte nur Gedult (!) haben, er wollte für mir sprechen. er kömmt hier jeden Morgen; aber wenn er mir zu sehen befömmt, so geht

er gleich wieder um und erzählt den Wachthabenden Offizier immer meine Krankheit.“

Wider Erwarten tritt nun aber in der nächsten Zeit vorübergehend eine Besserung im Befinden des Kranken ein, und als bei den großen Heeresneuordnungen für das neue Feldzugsjahr 1813 sein Bataillon dem 151. Regiment zugeteilt wird, stellt man M. sogar zur Grenadier-Kompagnie. Am 14. Februar berichtet er darüber nach Hause: „Hierdurch wollte ich sie anzeigen, daß unser Bataillon das erste im 151. Regiment geworden ist und unter uns 1 Compagnie Grenadiere ausgesucht worden ist, wo ich denn die Ehre hatte, vom General bey die Grenadier-Compagnie gestellt zu werden. Meine Cammeraden sind schon den 10ten dieses Monats nach Magdeburg marschirt, wo ich aber, weil verschiedene auf Permission waren, dann vom Obersten Ordre bekam, so lange in die Cassern zu bleiben, bis die Permesionisten hier wieder angekommen sind, wo wir dann miteinander nach Magdeburg marschieren. es geht mir hier ziemlich gut, etwas unannehmlichkeiten abgerechnet . . .“ Aber schon bald verschlechtert sich sein Zustand wieder; bald schreibt er: „Ich habe in den Brief geschrieben, daß ich unter die Grenadiers gekommen, welches sich aber nicht so verhält. denn ich bin zwar herausgezogen zum Grenadier, allein mein Fehler machte mir frey davon. wir müssen den 16ten nach Magdeburg marschieren . . .“

Und wirklich ist der nächste Brief (4. März) aus Magdeburg geschrieben: „. . . ich bin von Hamburg bis hier die mehrste Zeit auf Wagen gefahren, wo ich dann, wie ich hier kam, gleich zum Doktor ging und ihn fragte, wo ich meine Sachen jetzt anfang, welcher antwortete, in Hospital könnte ich jetzt nicht kommen, weil das gar zu voll von Kranke wär. aber er wollte mir ein Rezept aufschreiben, welches ich brauchen sollte. und dieses ist mir gerade am liebsten; denn wir liegen hier in die Casserne und ich bin von allen Dienst frey. die Medezin muß ich wohl bezahlen, aber der Doktor vom Regiment kann sich jetzt doch überzeugen, daß die Krankheit nicht zu helfen ist. seyn sie ja nicht betrübt um meinetwegen, denn ich habe die beste Hoffnung.“

Man muß den Optimismus bewundern, mit dem der arme Mensch trotz der vielen Enttäuschungen unbeirrt an seiner Hoffnung auf Befreiung festhält. Aber wie bisher immer, so wird sie auch diesmal durch ein grausames Schicksal unmittelbar vor ihrer Erfüllung vereitelt. Von dem geradezu merkwürdigen Zufall, der hierbei im Spiel war, berichtet ein gut 1 Monat später (7. April) aus Münster geschriebener Brief: „Ich wurde von unserm Regiments Doktor für unfähig zum Dienst erklärt und sollte am andern Tag den General vorgestellt werden. allein um 3 Uhr des Nachmittags Schlag der Generalmarsch und das Regiment mußte gleich marschieren, wo ich denn wegen meiner Krankheit nicht mitkommen konnte, sondern wieder ins Hospital mußte. im Hospital in Magdeburg war es nicht auszuhalten; denn es wurde mit jeden Tag voller von Kranke, wo denn wegen mangelnden Platz welche weggeschickt werden sollten und ich mir auch gleich beym Doktor meldete, um mit weggeschickt zu werden. aber der Doktor wollte mir nicht mit weg lassen, denn wegen meiner Krankheit, glaubte er, könnte ich das fahren nicht vertragen. ich ging also zum Direktor und sagte diesen, das ich gerne mit weg wollte, welcher mir denn auch gleich dazu half. ins Hospital konnte man es unmöglich aushalten. von Magdeburg sind wir mit 300 Kranke auf Wagen bis hier Transportiert worden. allein in Münster sind wir ausgesucht und verschiedene hier ins Hospital gekommen, und ich erhielt auch ein Zettel, um mit ins Hospital zu gehen. wie es mir hier gehen wird, muß ich sehen . . .“

Mit Spannung und Sorge wartet die Familie in Oldenburg auf weitere Nachrichten; und als sie längere Zeit ausbleiben, macht sich um die Mitte des Monats (April) der jüngste Bruder des Konfribierten, Johann mit Namen, auf, um ihn zu suchen und ihm in seinem Leiden beizustehen, womöglich auch, ihm bei seiner Befreiung vom Dienst behilflich zu sein. Er selbst hatte zu Anfang des Jahres bei der letzten Aushebung, die Napoleon in unserem Lande vornehmen ließ, losen müssen, aber eine glückliche Nummer (95 von 102) gezogen und war ans Ende des Depots gestellt worden, so daß er im Augenblick nicht zu dienen brauchte. Doch hatte auch er sich zur Musterung in Bremen stellen müssen und darum seine Lehrstelle bei Meister van Hindelt in Emden — er

erlernte das Sattlerhandwerk — aufgeben müssen. So kann er jetzt die Suche nach seinem Bruder zugleich mit der Stellensuche verbinden. In Münster trifft er ihn nicht mehr an und folgt ihm daher weiter westlich nach. Von seinen bisherigen erfolglosen Bemühungen, aber der Hoffnung auf baldige Erreichung seines Zieles berichtet er am 8. Mai von Antwerpen aus nach Hause:

„Ich kann euch bis jetzt keine fröhliche Nachricht mitteilen; denn ich bin von Nimwegen bis hierher immer die Hospitäler nachgegangen, aber habe Wilhelm nicht treffen können. aber jetzt ist ein Stral von Hoffnung da! denn man hat mir hier auch die Liste nachgesehen und gesagt, daß Wilhelm nach sein Depo gegangen wäre, welches in Reysfel¹⁾ liegen soll. ich werde ihn also gleich dahin verfolgen und ihn auch vermutlich da treffen . : .“

Drei Tage später findet er ihn wirklich in Lille, und gemeinsam schreiben die beiden Brüder folgenden Brief nach Hause, in dem erst der Konfribierte, dann sein Bruder zu Worte kommt: . . . „am 11. May hatten wir die große Freude, uns in Hospital in Lille a Flandern (zu treffen), welches auf deutsch Reissel, auf Französisch aber wie benant ist, heißt; die Freude, welche wir beyderseits empfanden, läßt sich nur empfinden, aber nicht beschreiben. was meine Lage anbetrifft, so geht es mir so ziemlich, bloß mein Fehler abgerechnet, denn der ist noch beym alten. in Münster wurde ich von Doktor deshalb weggeschickt, das er mir nicht zu kurieren sah, und ich sonst nicht frey kommen (konnte) als wie ins Depo. folglich verlangte ich so viel wie möglich dahin zu kommen und bin am 6. May in benante Stadt gekommen, wo ich denn gleich mein Depo fand. ich zeigte als wie ich da kam meine Scheins an den Doktor, welcher in Depo ist. Dieser sagte, ich müßte doch wieder ins Hospital. wenn ich mein Abschied erhalten wollte, wo ich antworte, das ich schon 8 Monate ins Hospital gewesen und es sich nicht im geringsten geändert hätte; wo er sagte, hier ins Depo müßte es sich entscheiden, und es wäre auch noch 2 Monate, bis Reform wär. folglich ich am besten that, das ich wieder ins Hospital ging; denn ohne, das ich darin gewesen, hielt es doch schwer, um frey zu kommen. ich entschloß mir also, gleich wieder

¹⁾ Deutscher Name für Lille.

hierin zu gehen, wo ich denn auch am 7ten herein kam. am andern Morgen sagte ich den Doktor von Hospital meine Krankheit und und sagte ihm so viel als wie ich auf Französisch sagen konnte, wie meine Krankheit beschaffen wär und wie lange ich schon ins Hospital gewesen. allein erhielt den Tag nichts wie suppe und viele Medezin. am folgenden Morgen, wie er kam, zeigte ich ihm meine Scheine, die ich habe; denn mein Fehler war von die viele Medezin viel schlimmer geworden, und er dies gleich an die Puls fühlen konnte, wo er mir denn gleich eine halbe Portion essen aufschrieb, und ich bekomme jetzt einen kleinen Topf mit art, als wenn es Granatapfelschällen sind, zu trinken. ich denke hier fest, das ich frey komme; denn Medezin, sagte schon unser Regimentsdokter, die könnte mir nichts helfen, und unser Serfantmajor meinte fest, das ich auf die Scheins alleine frey käme. aber ich will doch lieber etwas hier im Hospitale liegen als wie mir gefahr aussetzen; denn alle, die nicht zu kurieren sind und ihr Depo hier ist, kommen frey; denn ohne benantes Depo kann man nicht frey kommen, und mein Fehler ist so noch wie er immer gewesen ist. Was Johann anbetrifft (so fährt der jüngere Bruder in demselben Brief fort), so ist er gesund und wohl am 11. May hier angekommen und er wird sehen, ob er hier Arbeit bekommen kann oder hier nahe bey; denn am 2. Juli ist wieder große Reform, das heißt: dann kommen die Generäle. . . ."

Bis dahin sind es aber noch fast 2 Monate, und Johann, der jüngere Bruder, hat sich nicht so lange in Lille aufgehalten. Sein nächster Brief (etwa 1 Monat nach dem eben mitgeteilten gemeinsamen) ist aus Düsseldorf geschrieben. Er berichtet darin (13. Juni) nach Hause: „. . . ich wäre da wohl noch geblieben, aber weil ich dakam, wurde ich gleich krank und ich konnte Wilhelm auch nichts helfen; denn es bekommen keine sonst ihren Abschied als wenn Reform ist. Ich habe 14 Tage in Lille krank gelegen . . . ich bin hier in Düsseldorf beim Regiments-Sattler in Arbeit gekommen. wir arbeiten vor die Soldaten, haben Sie aber deswegen keine Sorge, es ist gerade so, als wenn ich beyhm andern Meister arbeite; denn ich kann hier weggehen, wenn ich will, und es arbeiten hier überdem noch 40 Gefellen bei ihm. . . ."

In einem späteren Briefe (vom 5. Juli) erinnert er daran, daß der Termin der Reform schon gewesen ist: „. . . Vorgestern habe ich Wilhelm auf seinen Brief geantwortet. ich weiß aber nicht, ob er noch da ist, daß er den Brief erhält; denn Sie wissen wohl, daß wir schon den 2ten Juli gehabt haben, an welchem Tage Reform ist. In der frohen Erwartung, Wilhelm schon bei euch zu sehen, verbleibe ich . . .“

Der Mann des Leidens, auf den sich diese hoffenden Worte beziehen, hat zwar auch diesmal wieder eine harte Geduldßprobe zu bestehen gehabt, statt am 2. fand nämlich die Reform erst am 22. Juli statt, aber nun endlich kann er doch über eine glückliche Befreiung nach Hause berichten:

„Geliebte Mutter, Brüder und Schwestern! Ich eile, euch die erfreudige Nachricht mitzuteilen, daß ich endlich nach so manchen Leiden das Ziel meiner Wünsche erreicht und die Reform passiert habe. Es war heute gegen Mittag, als ich mich gerade mit aller Innigkeit nach den lieben Meinigen sehnte und von Gott meine baldige Rettung ersuchte, wie man kam, mich zu der großen Versammlung der Ärzte zu Rufen, wobey der Herr Divisionßgeneral Macours den vorßiß führte und wo Ofzriere von meinen Regiment zugegen waren. Der Augenschein war schon hinreichend, die Herren sämtlich von meiner unbrauchbarkeit zu überzeugen; und da das wichtige (Geschäft) der Reformierung hier nur biedern Männern anvertraut ist, so wurde keine Schwierigkeit gemacht, zumahl da mir auch in Gegenwart der Herren das Blut abließ. Trachten werde ich, sobald möglich ins geliebte Vaterland heimzukehren, um im Kreise meiner mir so theuren Familie jenen beglückenden Frohsinn wieder zu finden, der mir so lange gefehlt. Es dauert gewöhnlich 6—8 Wochen, eher die Abschiede von Paris zurückkommen; ist es aber möglich, so reise ich noch vorher und bald ab, mit einem Certifikat und Marschrouten versehen, und laß den Abschied mir nachschicken; denn nun ist nichts mehr zu befürchten und alle Gefahr überstanden.

Wie dies alles gekommen, erzähle ich euch mündlich. mein befinden, außer den alten zufal, ist leidlich. ich denke durch zweckmäßige Stärkung der Verdauungßwerkzeuge, worauf, um ganz

gesund zu werden, alles ankömmt, in den Stand zu seyn, diese Reise zu unternehmen, wo ich noch 12 Luidor vorrätzig habe. hier in Hospital hat es mir wohl an die 3 Luidor gekostet.

Der gütige Gott nehme sie in seinen Schutz und schenke ihnen alle die fröhlichen Tage, so wie es von Herzen wünschet

Ihr Sie liebender Sohn und Bruder

Ville, 22. Juli 1813.

Soh. Wilh. Conr. Meyer, gewesener Soldat.

Es ist eine ernste, stille, demütige Freude, die uns aus dem Briefe des leiderfahrenen Mannes entgegenönt. Noch immer kein Fluch, nicht einmal ein Vorwurf gegen die Menschenfinder, die ihm 1½ Jahre seines jungen Lebens geraubt haben; mit Dankbarkeit gedenkt er vielmehr der „biedern Männer“, die doch nur aussprachen, was am Tage lag, daß er dienstuntauglich sei. Alles vergangene Leiden soll vergessen sein; ihn beseligt der Gedanke, daheim wieder unter lieben Menschen ein neues Leben beginnen zu dürfen. Aber mit ausgesuchter Grausamkeit hat das Schickjal diesen Unglücklichen verfolgt und ihm die Erfüllung seiner wahrlich bescheidenen und demütigen Hoffnung versagt. Jener Brief ist der letzte von seiner Hand, der erhalten ist.

Dreimal hatte er bereits unmittelbar vor der Befreiung gestanden. Damals im August 1812 in Hamburg, wo er das Geld für den Stellvertreter bereits deponiert hatte; eines guten Tages aber war der saubere Oberst mit dem Gelde nach Frankreich durchgebrannt. Dann wieder im Januar 1813, wo der Arzt in Bremen seine Unheilbarkeit feststellte und seine baldige Entlassung ankündigte; da kam er wieder in andere Hände nach Hamburg. Und wieder zwei Monate später in Magdeburg ist die Sache auf demselben Punkte: Am nächsten Tage soll er dem General vorgestellt werden, damit dieser die Entlassung gutheiße. Da schlägt plötzlich am Nachmittag der Generalmarsch, und das Regiment rückt ab. So viele Enttäuschungen hatten ihm diese beiden schweren Jahre neben seinem körperlichen Leiden gebracht. Jetzt endlich schien auch für ihn die Stunde des Glückes gekommen zu sein, und mit dankbarem Herzen gibt er sich der Hoffnung auf eine schönere Zukunft hin. Ein wahrhaft tragisches Schickjal ist es, daß ihn in diesem Augenblick,

wo er endlich der rohen Gewalt teilnahmsloser Menschen entronnen schien, eine höhere Macht aus dieser Welt abberief. Auf fremder Erde und unter fremden Menschen ist er im September 1813 gestorben.

Von den näheren Umständen seines Todes wissen wir nichts. Nur die Tatsache geht aus der Korrespondenz zwischen seiner Mutter und seinem Bruder hervor. Am 8. September schreibt dieser voller Unruhe über den Zustand seines Bruders aus Minden, wohin er sich von Düsseldorf aus gewandt hatte:

„. . . Schreiben Sie mir doch mit umgehender Post, wie es Wilhelm geht, indem ich ganz unruhig um ihn bin. Ich glaube ihn alle Augenblicke zwischen die Soldaten zu sehen . . .“ Das muß ungefähr um die Zeit gewesen sein, wo der Konskribierte gestorben ist; denn einige Zeit darauf hat Johann die Trauerbotschaft von Hause empfangen und antwortet darauf am 26. September: „Liebe Mutter! Ihren trauernden und tröstenden Brief habe ich erhalten und vernehme die traurige Nachricht daraus, daß mein theurer und geliebter Bruder Wilhelm doch noch in Lille sein Leben hat lassen müssen, welches mir täglich manche sehr traurige Stunden verursacht. ich empfinde es am mehrsten, weil ich seine Lage kannte und hier keinen habe, an dem ich meinen Kummer ausweinen kann. Weil ich in Lille bey ihm war, hat er mir nichts von sonstigen Krankheiten gesagt, ausgenommen die paar Tage, wo wir beyde auf einmahl so krank wurden, daß er mir hernach sagte, er hätte geglaubt, er hätte sterben müssen, und mir sein Geld und seine Uhr gab; und ich konnte nicht mehr zu ihm gehen, bis ich wieder besser wurde. allein er schrieb es der Milch und der Kost zu, was er auf der Reise genossen hatte. sonst schien er noch so ziemlich munter zu seyn. er stellte sich aber doch seinen Tod vor; denn er sagte einmahl zu mir: wenn er sehr krank würde, so wollte er sein Geld am Bürau abgeben und dann wollte er sich doch vor etwas von dem Gelde ordentlich begraben lassen . . .“

Was meine Lage anbetrifft, so ginge es mir gut, wenn mir nicht der Tod meines theuren und geliebten Bruders so manche traurige Stunde machte. aber ich habe dagegen das feste Vertrauen,



ihn in einem besseren, verklärteren Leben, wo keine Leiden ihn mehr traurig machen, ihn vergnügt und froh zu treffen.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben;
Güter, die du hier erwirbst,
Würden, die dir Menschen gaben,
Nichts kann dich im Tod erfreun
Diese Güter sind nicht dein.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gesund; dieses wünscht Ihnen
Ihr getreuer Sohn

Joh. Herm. Christ. Meyer.“¹⁾

¹⁾ Der Briefwechsel zwischen J. H. C. Meyer und dem Vaterhanse geht noch weiter bis ins Jahr 1818, wo er seine Wanderzeit beendet und sich in seiner Vaterstadt als Sattlermeister niederläßt. Später gründet er das Eisen-
geschäft am Markt, das noch seinen Namen als Firma führt.



XI.

Noch drei Briefe von Lambert Dicken.

Mitgeteilt von Dr. G. Rütting, Oldenburg.
(Nach Schluß der Redaktion eingetroffen.)

I.

Berden, den 3^{ten} decemb 1811.

Zärtlich Geliebte Eltern

Ich hoffe, Ich werde Sie mit meinen Schreiben noch alle bey guter
Gefundheit anzutreffen, daß sollte mir von Herzen lieb seyn.
Was mich anbelangt, bin ich auch noch gesund und munter. Unser
Cumpagnie ist den 1 december ausmarschirt 3 Stunde hier ab,
und Beckhusen und ich sind hier geblieben, wir gehen in die schule
und lernen Französisch schreiben und lesen, wir gehen alle Tage
zwey Stunde in schule, man lernt nich viel, aber es kostet uns
weiter nichts als Federn und Dünte und Papier, das müssen wir
uns selber anschaffen. Hinrichs wolte hier nicht bleiben, er hats
beym Bayer auch besser als hier, aber wir habens auch gut, wir
beyden liegen in ein Quartier beyn Blickenschläger in numro 59,
unser Pferde haben wir in Delften seinen Stall, wir Brauchen
keine Stallwachten zu thun und auch nicht auf Apell zu gehen,
aber rechte Wachten mußen wir thun, das kann man auch wohl
aushalten, wier Bleiben hier diesen winter vielleicht wohl, aber
Lieber Bruder, wen Beckhusen hier her komt, so schicke mir das
Buch doch, was du von Banbühren gekriegt hast. Aber lieber
Vater, machet euch keine Sorge um meinent wegen, wenn ich nur
Gesundt bleibe, dan habe auch guten muth, wenn ich urlaubt kriegen
kann, dan komme ich zu Hause. Grüßen Sie meine Unkeln und
Tanten, Schwestern und Brüdern und alle gute Freunde von mir,

